



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jüden und Zigeuner.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

meln von Jagdhunden. Wie jener Grieche, der unter schlechten Leuten lebte, gut wurde, weil er immer das Gegentheil von dem that, was er sah, so wurde Sue reich und berühmt dadurch, daß er immer das Gegentheil von dem schilderte, was er sah und lebte. In den ausgesuchtesten Genüssen schwelgend, beschreibt er das Elend verhungender Proletarier; bei den ausschweifendsten aristokratischen Gewohnheiten macht er sich zum Kämpen des Socialismus.

In Paris besuchte er, so lange man ihn dort duldete, fast ausschließlich das Faubourg St. Germain; aber seine eleganten Ueberschwenglichkeiten wurden selbst den Aristokraten der alten Schule zu überschwenglich, und nach und nach drehte man ihm überall den Rücken zu. Ein paarmal war Eugen Sue dem Ruin nahe, trotz der ungeheuern Honorare, welche er immer für seine leicht fabricirten Bücher bezog. In den letztern Jahren hat die Familie Gaillard (bekannt durch die gleichbenannten Posthaltereien) die Leitung und nutzbringende Verwendung der Capitale übernommen, welche den socialistischen Feuilletons entfließen, und seitdem ist der Seigneur des Bordes — Marquis sans talons rouges — wie ihn die Pariser nennen, wieder zu einem ansehnlichen Besizthum gekommen. . .

Dies als ein kleiner Beitrag zur Kenntniß des Privatlebens des fruchtbaren Romanschriftstellers, dessen unheilvolle literarische Bedeutung die Grenzboten in frühern Nummern bereits hinlänglich gewürdigt haben, um mich jedes weiteren Eingehens darauf zu überheben.

Jüten und Zigeuner.

So schön die Ostküsten Jütlands sind, wo das Meer in unzähligen Buchten seine klaren Gewässer zwischen üppig grünende Wiesen, fruchtbare Kornfelder und mannigfaltig geformte Hügel und Thäler, die oft mit den prächtigsten Buchenwäldern bedeckt sind, eindringen läßt, so düster und einförmig ist die Mitte des Landes. Lange Strecken, mit dunkeln Haidekraut bewachsen, ermüden das Auge, das sich vergeblich nach einem Baum oder hohem Gebüsch, an dem es einen Ruhepunkt finden könnte, sehnt. Wo die Haide aufhört, sind oft große, sich Meilen weit erstreckende Moore, deren dürftige Vegetation die Monotonie der Gegend nicht mildert. Menschliche Wohnungen sieht man selten, oft fährt man mehrere Stunden, bis spärlich behaute Felder, denen dann bald ein schlechtes Dorf folgt, die Anwesenheit thätiger Wesen verkünden. Und wie elend, schmutzig und von Innen und Außen verwahrlost, sieht dann gewöhnlich ein solches jütländisches Haidedorf aus! So sehr man sich auf dem einsamen Wege gesehnt hatte, wieder eine menschliche Wohnung zu erblicken, so sehr trachtet man wieder, ein solches Dorf zu verlassen. Die kleinen, niederen Häuser desselben liegen,

oft ohne nur von einem Obstbaum beschattet zu sein, mitten im Schmutz ihrer unmordentlichen Miststätten. Hier und da ein kleiner Kartoffel- oder Kohlgarten mit sehr verwahrlofter Befriedigung, welcher sich der einen Seite des Bauernhauses, das Viehstall und Scheuer zugleich enthält, anschließt, und dasselbe von dem Nachbargehöfte trennt. Die breite Dorfstraße wird selten ausgebessert, und gleicht bei feuchter Bitterung, die hier oft herrscht, einer einzigen Kotlache, so daß zwischen ihr und den Mistplätzen der Bauernhäuser die Grenze oft gar nicht zu entdecken ist. Kleine Heerden von Schweinen und Gänzen treiben sich behaglich grunzend und schnatternd in diesem Pühl umher, und scheinen sich wohler in demselben zu befinden als der Reisende. Aber der jütländische Bauer wetteifert mit diesen Thierchen in der Vorliebe für dergleichen gemüthliche Umgebung. Das Innere des Hauses steht oft nicht reinlicher und einladender aus, als das Aeußere desselben. Namentlich der Zutritt frischer Luft zu diesen niedern, schmutzigen Dunsthöhlen, wo Menschen, junge Gänze und Hühner, oft ein munteres, quikendes Ferkel in ungestörtester Eintracht leben, ist nicht beliebt. Und drinnen haust ein plumper und stumpfer Menschenschlag. Schwerfälligen Schrittes, die großen, gewichtigen Holzschuhe, die recht für den Schmutz passen, an den Füßen, schlürfen sie daher, das Gesicht, dem wohl nur alle Sonntage eine flüchtige Waschung zu Theil wird, hat einen stieren, nichtsagenden Ausdruck, die Augen glozen in den Tag hinein, und der breite Mund öffnet sich lieber, um einen Löffel voll Grüze aufzunehmen, als irgend eine Rede von sich zu geben. Struppig hängen die meist dunkeln Haare, die nur selten ein Kamm durchfährt, der dann zugleich zum Ordnen der Pferdemaßen dient, über die niedere Stirn. Das häufige fragende Verweilen der Hand in dem Haarbusch bewog alle fremden Truppen, Offiziere wie Soldaten, die in den letzten Jahren in Jütland einrückten, sich ihrerseits alle Haare so kurz als möglich abzuschneiden; leider half das nicht immer. Auch die Kräge ist hier etwas Gewöhnliches, ja es herrscht sogar hier und da der aussprechende Glaube, das Vieh gedeihe besser, wenn der Wärter desselben die Kräge habe. Ebenso plump und verwahrlost wie die Männer sehen in der Regel die Frauen in den Dörfern des jütländischen Landes aus. Unter den jüngern Mädchen gibt es übrigens ganz hübsche Gesichter, die, wenn sie des Sonntags rein gewaschen und ordentlich gekämmt, mit ihrem besten Putze angethan sind, jeden erwünschten Eindruck machen. Freilich etwas Plumpe, Unzierliches, besonders einen schwerfälligen Gang haben von der Gewohnheit, die kolossalen Holzschuhe an den Füßen zu tragen, alle diese jütländischen Dorfschönen. Der Menschenschlag ist in ganz Jütland von nur mittlerer Größe, aber stark, gedrungen und viereckig; die Haare sind öfter dunkel als blond, die Augen häufiger braun als blau, das ganze Gepräge des Gesichtes ähnelt mehr dem slavischen als deutschen Ausdruck. Ein merkwürdiger Contrast ist zwischen den schlanken, hohen Friesen an der Westküste und auf den Nordsee-Inseln Schleswig-Holsteins,

mit ihren blonden Haaren, blauen Augen und weiß und rothen Gesichtern, und diesen kleinen, derben, braunen Hüften, die oft eine Farbe haben, als hätten sie viele Wochen lang im Rauche gehangen. Aber der jütische Bauer hat trotz seines Schmutzes und seiner geistigen und körperlichen Schwerfälligkeit doch auch wieder manche gute Eigenschaft. Er ist von einer gewissen rohen Gutmüthigkeit und Gefälligkeit, genügsam, willig und auch fleißig und zuverlässig, wenn er nur keine raschen oder neuen Arbeiten, die eine gewisse Gewandtheit des Geistes oder Körpers erfordern, verrichten soll. Dabei besitzt er Muth, Besonnenheit und vielen Patriotismus; und man darf nicht läugnen, daß die Haltung der jütischen Bevölkerung während der letzten zwei Kriegsjahre eine sehr ehrenwerthe war; trotz der unendlichen Opfer, welche diese Armen haben bringen müssen (denn die Last des Krieges ruhte vorzugsweise auf ihren Schultern), haben sie stets die wärmste Anhänglichkeit für die dänische Sache, die sie einmal für recht hielten, gezeigt. Auch gute Soldaten sind sie, die viel willigen Gehorsam, besondere Liebe und Sorgfalt für die ihnen anvertrauten Pferde, Ausdauer in Beschwerden aller Art und genügenden, wenn auch gerade nicht außerordentlichen Muth besitzen. Ueberhaupt trägt die dänische Regierung, die Jahrhunderte lang Jütland gänzlich vernachlässigte, als ein Land, aus dem man für Kopenhagens Glanz so viel wie möglich herausziehen müsse, die größte Schuld an der Beschränktheit des jütischen Landvolkes. In Dänemark ist Kopenhagen Alles, die Provinzen nur Zweck der Hauptstadt, selbst die reichen fruchtbaren Theile dieses Landes an der Ostküste sind verhältnißmäßig vernachlässigt. Aus der sandigen Haide des Landrückens läßt sich freilich nicht gutes Land machen, aber auch hier könnte vieles besser sein. Welch ein Unterschied zwischen den reinlichen wohlhabenden Dörfern der Lüneburger Haide und diesen Hütten, die man in Polen oder Irland nicht viel schlimmer antreffen kann.

Aber trotz aller Dede und Unfruchtbarkeit, liegt in der jütischen Haide doch eine poetische Luft. Es ist etwas Wunderliches, Originelles, Charakteristisches hier, wie man es in cultivirten Gegenden nicht mehr findet. So gibt es hier auch noch Gestalten, die man in Deutschland fast gar nicht mehr erblickt. Es haufen hier noch wandernde, gänzlich heimathlose Zigeunerhorden; ohne Wohnsitz, ohne geregelttes Geschäft ziehen sie in größeren oder kleineren Horden umher, geborene Bagabonden seit vielen Generationen. Kunstlos gegrabene Erdhöhlen, nicht viel besser als das Loch, in dem der Dachs oder Fuchs sich verbirgt, sind ihre Wohnungen während der langen, strengen Wintermonate; Alt und Jung, Weib und Mann, Bruder und Schwester kauern darin hant durcheinander auf ärmlichem Lager von Stroh und Haidekraut. Im Sommer vertritt eine leichte Hütte, oder einige Lappen schmutziger Leinwand als Zelt ausgespannt, die Stelle dieser Erdhöhlen. Von der nördlichsten bis zur südlichsten Spitze Jütlands, ja oft bis nach Schleswig-Holstein hinein, leuchten dem Reisen-

den bei nächtlicher Weile ihre flammenden Kochfeuer auf der einsamen Haide entgegen. Quacksalberei bei dem Vieh der Bauern, Flicker von Kesseln, Schleifen von Messern und Scheeren, Drathbinden von alten Töpfen, auch wohl Mäcklerdienste beim Pferde- und Kuhhandel, verbunden mit Betteln und Stehlen von Nahrungsmitteln, wenn sich gerade die Gelegenheit dazu gibt, ernährt dies Geschlecht. In der unmittelbaren Nähe ihres jedesmaligen Wohnortes sollen sie auch hier niemals fehlen, sondern ihre Streifzüge immer auf einige Meilen ausdehnen. Uebrigens mausen sie nie bedeutende Sachen, die eine Verfolgung nach sich ziehen könnten, sondern begnügen sich mit Kleinigkeiten, einigen Hühnern oder einer Gans und Enten, oder einigen Meßen Kartoffeln, einigen Garben Getreide u. s. w. Wegen dieser Dinge eine lange Verfolgung anzustellen, ist der jütländische Bauer zu träge, er begnügt sich, wenn er den Verlust entdeckt, den wohl bekannten Dieben einige derbe Verwünschungen nachzusenden. Das wissen die Schelme. Doch sind die Zigeuner vom Bauer auch gefürchtet. Er glaubt dieselben im Besitz mancher übernatürlichen Künste, sie können ihm sein Vieh verhexen und den Brand in das Korn bringen, er scheut sich daher, ihre Rache heraufzubeschwören. Uebrigens glauben auch andere Leute in Jütland, daß die Zigeuner im Besitz mancher Kenntnisse der Natur sind, und namentlich durch Anwendung sympathetischer Mittel außergewöhnliche Kuren vollbringen. Trotzdem sind sie vom Landvolke sehr verachtet, und selbst der gemeinste Knecht hält sich zu gut, mit ihnen aus einem Glase zu trinken. Kein Jüte wird je ein Zigeuner- oder „Tater“-Mädchen, wie die Zigeuner hier oben heißen, heirathen. Diese Kinder der Fremde sind hier wie überall, größtentheils schlanke, elastische Gestalten von feinem Knochenbau, mit ausdrucksvollen, ächt orientalischen Zügen. An körperlicher Stärke können sie es mit dem Landvolke nicht aufnehmen, haben auch eine unbesiegbare Abneigung gegen jede anstrengende anhaltende Arbeit, an Schnelligkeit und Gewandtheit übertreffen sie den Eingeborenen bei Weitem. Gleich stehen sie den Bauern in der Liebe zur Unreinlichkeit, dies ist die einzige Sympathie, die zwischen Beiden herrscht. Ihre Bekleidung besteht natürlich in Lumpen aller Art, wie man sie nur auf dem schmutzigsten Trödelmarkt finden kann, dabei aber möglichst gresse, bunte Farben. Die abgetragene rothe dänische Uniform oder gar Husarenjacken mit bunten Schnüren stehen bei ihnen in erstaunlichem Ansehen, und werden zum höchsten Puz gerechnet. Auch die Frauen kleiden sich möglichst bunt und abenteuerlich, und lieben es, sich mit allerlei Glitzern und Fegen, die oft so schmutzig sind, daß man kaum die Farbe mehr an ihnen erkennen kann, zu behängen. Unter den jungen Mädchen bis 16, 18 Jahren sind oft große Schönheiten, ammuthig schlanke Gestalten mit regelmäßigen Zügen; die älteren Weiber sind, wie im Süden, elend, oft von wirklich abschreckender Häßlichkeit. Die Fruchtbarkeit bei diesen Zigeunern, die übrigens keine förmliche Ehe haben, obgleich sie sich äußerlich

zum Christenthum bekennen, ist sehr groß, und doch ist ihre Zahl im Abnehmen begriffen, da viele Kinder jung sterben sollen. Man hat auch hier in Jütland versucht, sie an eine regelmäßige Lebensweise zu gewöhnen, mit der Zeit dürfte dies gelingen, vorläufig hat's wenig Erfolg gehabt.

Im vorigen Sommer, wo Kriegereschaaren aus allen deutschen Gauen die düsteren Heiden durchzogen, hatte eine der schwarzäugigen Töchter dieses unbekanntes Stammes eine wirklich rührende Liebe zu einem hübschen Reiterunteroffizier der deutschen Reichstruppen gefaßt. Es war eine schlanke, junge Dirne, kaum 18 Jahre alt, von seltener Schönheit. Ihrem Geliebten, oder vielmehr Gebieter, denn dies war er im unumschränktesten Sinne, zugefallen, hatte die wilde Schöne der Heide sich auch einer größeren Reinlichkeit, wie sie sonst wohl gewohnt war, beflissen, er hatte ihr auch eine bessere Kleidung, eine Art von Regimentstöchter-Uniform, die wahrscheinlich schon oft auf Hamburger oder Kopenhagener Maskenbällen gedient hatte, geschenkt, welche ihre Reize in ein ziemlich vortheilhaftes Licht stellte. Die Liebe, die dies Mädchen zu dem Unteroffizier hegte, war unerhört, der treueste Hund kann seinem Herrn nicht mit größerer Anhänglichkeit folgen. Mochte der kalte Nordwind noch so brausend über die öde Heide stürmen, oder starke Regengüsse Tage lang vom Himmel gießen, sie wich auf dem Marsche nicht von ihm; im Bivoual kauerte sie sich wie eine Schlange zusammengewickelt an ihn, im seltenen Quartier des Bauernhauses schloß sie auf der Diele, oder im Stall bei seinen Pferden, wenn in der Stube kein Platz für sie war. Auf allen Märschen und Patrouillenritten, gleichviel ob im schlechtesten Wetter oder der brennenden Sonnenhize, lief sie unermüdet mit der Schnelligkeit und Behendigkeit eines Windspieles neben den Pferden her. War ihr Geliebter auf Vorposten, so fehlte sie gewiß nicht bei seinem Pferde, schweifte aber oft Stunden lang in größeren und kleineren Kreisen umher, um die Gegend abzuspähen und zu erkunden, ob die dänischen Streifscharen einen heimlichen Ueberfall beabsichtigten. Dadurch war sie dem kleinen Reiterdetaschement von vielem Nutzen, weshalb auch zuletzt die Soldaten anfangen, große Stücke auf ihr „schwarzbraunes Zigeunermägdelein“, wie sie dieselbe nannten, zu halten. Im Anfang freilich hatte sie oft als Zielscheibe für rohen Spott aller Art dienen müssen, sie war bisweilen mit Mühe zudringlicher Liebkosungen entgangen. Hatte sie doch einem Reiter, der ihr mit ungestümer Bewerbung zugesetzt, gleich einer wilden Raze so das Gesicht zerhackt und zerbissen, daß er auf Wochen in das Lazareth zurückgeschickt werden mußte. Unermüdllich sorgte sie für die möglichst gute Verpflegung ihres Geliebten, woran die Cameraden auch ihren Vortheil, die jütländischen Bauernfrauen aber manchen Nachtheil hatten. Mit der Schlantheit einer Raze verstand dies Mädchen Lebensmittel aus den Bauernhäusern zu entwenden und einen schweren Schinken, oder ein Paar Hühner mitten aus einem der mit Menschen vollgepfropften Häuser herauszuziehen, ohne daß das

Mindeste davon gemerkt wurde; sie hatte eine Leichtigkeit und Schnellkraft des Körpers, die in der That wunderbar war. Ueber ein vollbepacktes Cavalleriepferd mit grazilösem Schwung zu setzen, war ihr ein Spiel, und bei einiger Ausbildung wäre sie gewiß die vollendetste Kunstreiterin geworden. — Ihr Verschwinden war ebenso romantisch wie ihre ganze Erscheinung.

Das Detaschement, bei dem ihr Unteroffizier stand, befand sich auf weit vorgeschobenem Vorposten, so daß es leicht einer Aufhebung von dänischen Streifcorps ausgesetzt war. Diese waren durch ihre zahlreichen Spione trefflich unterrichtet, denn jeder jütländische Bauer, ja jede Frau, jedes Kind diente den Dänen so gut sie nur konnten. Die Dänen hatten in letzter Zeit schon mehrere derartige Ueberfälle versucht und erst wenige Tage vorher an 60 kurhessische Husaren gefangen genommen. Es war eine dunkle, stürmende Nacht, und der Regen goß in Strömen vom Himmel herab, so daß man mit Mühe das Wachtfeuer in Brand erhalten konnte. So recht zum Ueberfall war das Wetter gemacht, denn der Wind brauste so stark, daß man nicht auf 20 Schritte weit die Annäherung einer Truppenabtheilung gehört hätte und das Wasser machte die Luft so dick, daß die Augen nur geringe Dienste leisteten. Mißmuthig lagen die Reiter um das qualmende Feuer, denn ihre Kleidung war durchnäßt, die Branntweinflaschen hatten ihren wärmenden Inhalt schon längst hergeben müssen, und lange unbehagliche 24 Stunden standen noch bevor, bis die neue Ablösung erschien. Mit den Köpfen gegen das Feuer gekehrt, eng zusammengedrängt, als wollten sie dadurch Schutz gegen Wind und Regen finden, standen die Reiterpferde dicht hinter den Lagernden. Oft streckte ein oder das Andere der Thiere seinen Hals über den Reiter, der dicht vor seinen Füßen lag, blickte mit den dunkeln Augen neugierig in die Gluth des Feuers oder schnoberte mit dem Maule an seinen Haaren umher, um ihn seiner Anhänglichkeit zu versichern.

Die eine Hälfte der Pferde war abgezäumt und kaute den schlechten Hafer aus den um den Hals gehängten Futterbeuteln, während die andere völlig abgezäumt und gefattelt bereit stand. Vor- und seitwärts vom Feuer hielten in genügender Entfernung die einzelnen Bedekten, den Karabiner im Arm, eifrig besorgt, soweit Wind und Regen gestatteten, eine etwaige Annäherung des Feindes zu erspähen. „Das braune Zigeunermägdlein“ oder die „Preciosa,“ wie die Soldaten sie auch nannten, war, ihrer Gewohnheit gemäß, bald nach Eintritt der Dunkelheit aufgebrochen, die Gegend auf mehrere Stunden vorwärts nach dem Feinde zu durchspähen. Das Ungestüm des Wetters hinderte sie nicht im Mindesten an diesem beschwerlichen Dienst, den allein der Drang des Herzens ihr gebot. Was konnte ihr, der Tochter der Haide, geboren im kunstlosen Erdloch, aufgewachsen im wilden Spiel der Elemente, auch Regen und Wind thun? Wie ein Reh, dem sie in ihrer ganzen Erscheinung glich, achtete auch sie des Wolkenbruchs nicht sehr, und verschmähte es sogar, einen Hut auf das lange, bläulich-schwarze

Haar zu setzen. Schon ein Paar Stunden war sie abwesend, endlich tauchte ihre schlanke Gestalt plötzlich aus der Dunkelheit auf, in wenigen Sekunden stand sie am Feuer neben dem Geliebten. So lautlos war ihr leichter Gang gewesen, daß sie mitten zwischen den sorgsam lauschenden Bedetten durchgeschlüpft war, ohne daß diese ihre Annäherung nur entdeckt hätten. In sichtbarer Aufregung hatte sie ihrem Unteroffizier die Kunde in ihrer kanderwelsch gebrochenen Mundart zugeflüstert, wie sie in sichere Erfahrung gebracht, daß ein starkes dänisches Detaschement gegen diesen Vorposten ausgesandt sei; und freudige Lebendigkeit verbreitete diese Kunde unter den Reitern, es war eine kleine Abwechslung in der Einförmigkeit der langen kalten Nacht. Rasch wurden alle Pferde vollständig gesattelt und gezäumt, die Bedetten instruiert und Alles bereit, den Feind nachdrücklich zu empfangen. Auch die Verbindungsposten mit dem rückwärts liegenden Hauptcorps wurden vermehrt, um dieses leicht und sicher in Kenntniß zu setzen, wenn die Dänen wirklich vorrücken sollten. Das arme Zigeunermädchen sah allen diesen kriegerischen Vorbereitungen mit großer Unruhe zu, da sie Besorgniß um den Geliebten hegte. Einen Bissen Brod genoß sie, nahm einen Schluck Brantwein, warf sich dann dem Unteroffizier, der viel zu sehr mit den Anordnungen des Dienstes beschäftigt war, um sie trösten und liebkosen zu können, um den Hals, gab ihm einen heißen Kuß, sagte, sie wolle wieder nach dem Feind spähen, und flog dann, wie ein Pfeil in die dunkle Nacht hinein, so daß sie augenblicklich verschwunden war. Eine Stunde darauf versuchten die Dänen in der That einen Ueberfall, allein die vorbereiteten Posten waren zu wachsam, die Feldwacht schon auf den Pferden, einige unschädlich gewechselte Karabinerschüsse bligten von beiden Seiten durch die Nacht, dann zogen sich die Dänen wieder zurück und Alles wurde ruhig. Die Dunkelheit, welche so groß war, daß der Reiter kaum den Kopf seines Pferdes erkennen konnte, erlaubte ein weiteres Gefecht oder gar die Verfolgung des Feindes nicht. Bald lagerten die deutschen Reiter wieder in der früheren Wiese um das Feuer und harzten ihrer Preciosa, um dieser für ihre wohlangebrachte Warnung zu danken. Allein vergebens, die Nacht so wie der folgende Tag verstrich, die Zigeunerin erschien nicht wieder. Vergeblich waren alle Nachforschungen, die man sogleich und später beim Wiedervorrücken in Jütland nach derselben anstellte, keine Spur war von dem wilden Kinde zu entdecken, sie blieb verschwunden. Später wollte man erfahren haben, jütländische Bauern hätten ein Zigeunermädchen aus Rache erschlagen, weil sie den Deutschen spionirt hatte. Es war aber ein ganz unsicheres Gerücht. — Das Verschwinden in dieser Nacht hat jedenfalls dies Kind der Natur vor schwerem späterem Leid bewahrt, ganz im Vollgenuß ihrer Liebe ist sie ohne Enttäuschung geschieden, der Unteroffizier, dem sie mit so leidenschaftlicher Neigung anhing, soll zu Hause schon eine andere Braut gehabt haben, die reiche Tochter eines Mehlhändlers, die ihm das Geschäft des Vaters als Mitgift mit-

bringen wird. Der zum Mehlhändler avancirte Reiter-Unteroffizier hätte die bettelnde Zigeunerin vielleicht später mit harten Worten von seiner Thür gewiesen. Die Reiter aber werden noch lange in ihrer Heimath von dem „schwarzbraunen Zigeuner-Mägdelein“ dort oben auf der jütländischen Heide zu erzählen wissen. Sie war ein guter Stoff zu einem Volks- oder Soldatenliede. —

Österreichische Finanzen.

2.

Die neue Anleihe in Italien.

Das erste Halbjahr des neuen Verwaltungsjahres geht zu Ende und der Minister ist noch im Rückstande mit der Rechnungsablegung für das letzte Quartal des alten Verwaltungsjahres. Trotz wiederholter ministerieller Zusage, monatlich den Ausweis über Staats-Ausgaben und Einnahmen zu liefern, und ungeachtet Sr. Majestät selbst die Veröffentlichung desselben geboten, bleibt seit 9 Monaten das Budget ein Geheimniß.

Das Deficit ist trotzdem im Allgemeinen bekannt; allein zu den Schwindeleien, welche der Finanzminister anzuwenden genöthigt ist, braucht er dieses Dunkel. Er will p. e. nicht wissen lassen, daß die sardinische Entschädigung längst an der Pariser Börse verwerthet, und nicht, wie stipulirt und vom Kaiser sanctionirt, an die Bank abgegeben, sondern für Militärbedarf verwendet wurde. Der Baarschatz der Bank konnte sich daher nicht namhaft vermehren, sondern es verminderte sich blos die Anzahl der Banknoten.

Die Finanzcommission, welche der Minister nach seiner Wahl berief, hüllt ihre Berathungen in ziemlich dicke Schleier. Wenn man diesen Vertrauensmännern auch zutrauen wollte, sie würden selbstständig und energisch ihre Ansichten gegen das sie berufende Ministerium vor den Thron bringen, so muß man doch eingestehen, daß diese eben so wenig wie irgend ein Privatmann den Finanzübeln abzuhelpen vermögen. Nach fast 23jähriger unumschränkter Verwaltung des Finanzdepartements steht Herr Baron Kraus auf derselben Stufe mäklerischer Gebahrung wie vordem; vom Tag auf den Tag zehrend haben alle seine Anstalten das Gepräge bettelhaften Fristens. Das Vertrauen und der Credit lassen sich nicht durch kümmerliche Ordonnanzen und trughafte Darstellungen gewinnen, und ohne Credit und Vertrauen ist dem finanziell so schwer heimgesuchten Oestreich keine Abhilfe zu verschaffen. Der Reichstag könnte, wenn ihm die Regierung nicht von vornherein Macht und Ansehen raubt und ihn blos zur Puppe macht, eine großartige Maßregel, z. B. die Ausgabe von Reichsscheinen gutheißen,